

Buschkultur

Westlich von Johannesburg liegt eine höhlige Gegend, die man "Cradle of Humankind", die Wiege der Menschheit nennt. So pathetisch das klingt, ist es doch sachlich korrekt, denn kein anderer Ort der Welt kann mit einer vergleichbaren Besiedlungsgeschichte aufwarten. Knochenfunde aus allen Stadien der Menschwerdung fanden sich dort, vom Australopithecus bis zum Homo sapiens. Man schließt daraus, die Einwohner Südafrikas seien dem Original des schöpferischen Entwurfes "Mensch" am nächsten. Tatsächlich sind alle heute hier lebenden Kulturen zugewandert, mit Ausnahme der Buschleute, die einst konkurrenzlos das südliche Afrika durchstreiften. Ihre Sprachgruppe, das Khoisan, strotzt nur so von Klick-, Schnalz- und Zischlauten – wohl ein Überrest frühester Artikulation, bevor der menschliche Kehlkopf voll entwickelt war.

Lange bevor die Europäer am Kap landeten, etwa um die Zeitenwende, mussten die Buschmannvölker dem halbnomadischen Hirtenvolk der Khoikhoi weichen und vom fruchtbaren Kap in die Halbwüsten Karoo und Kalahari ausweichen. Im östlichen Südafrika wanderten ein paar hundert Jahre später die Bantuvölker ein und trieben mit ihren Eisenspeeren die dortigen Buschleute in die unwirtlichen Drakensberge.

Weltweit haben Pflanzer und Händler zu Beginn der Zivilisation Hochkulturen begründet, Städte und Tempel erbaut – zielstrebig und erfolgreich. Sozialordnung und Religion entwickelten sich zu komplexen, hierarchisch aufgebauten Strukturen und haben dank schriftlicher Dokumente ihre Vorbildfunktion bis heute wahren können. Bescheidener blieben die Nomadenvölker, denen die Natur genug zum Leben bot. Hat man sie früher als Jäger und Sammler bezeichnet, so spricht man heute von Wildbeutern, was das gleiche besagt: Leben von der Hand in den Mund. Ihre Überreste wie Steinklingen, Höhlenmalereien und Knochenschnitzwerke sind so spärlich wie rätselhaft und offenbaren nur eine Ahnung ihrer Lebens- und Glaubenswelt. Architektur oder Schriftquellen fehlen. Ohne Rad, Keramik und Metall entstammte ihr Besitz der gewachsenen Natur und blieb somit vergänglich.

Im südlichen Afrika bleibt das Vermächtnis der Buschleute als Felskunst greifbar, aber auch in kaum erforschten, vielleicht astronomischen Steinsetzungen. Zigtausende dieser magischen Stätten sind dokumentiert, und laufend werden weitere entdeckt. Die Kunstwerke an den Felsüberhängen der Drakensberge und den Klippen der Karoo bilden ebenso faszinierende Rätselkomplexe wie die europäischen Höhlenmalereien. Deren erster großer Kenner, der französische Abbé Breuil, schrieb in den 1940er Jahren alles, was er in Südafrika sah, in seiner Ratlosigkeit den Phönikiern oder Kretern zu, weil er den scheinbar primitiven "Wilden" solche Kreativität und Kunstfertigkeit nicht zutraute, geschweige denn ein Geistesleben, das Kunst hervorbringen könnte. Auch ihre Jagdmethoden hielt man für ein Plaisir, das der europäischen Waidmannslust gleiche. Lange fehlte die Erkenntnis, dass in einer für Menschen lebensfeindlichen Landschaft die Abläufe beim Verfolgen des Wildes um Klassen anspruchsvoller sind, weil der Jäger selbst permanent Leib und Leben riskiert. Die Umgebung, in der er sich bewegt, ist ein Komplex aus Topographie, Klima und Ökosystem; Variablen im Verhalten des Wildes und den eigenen Bedürfnissen sind zu beachten. Für den puren Nahrungserwerb muss im Rahmen von Sekunden ein Kosmos von Wissen bereitstehen. Unbenommen der körperlichen Höchstleistung halten die geistigen Anforderungen jeden Vergleich mit modernem Management aus.

So bescheiden wie ihr Dasein blieb die soziale Organisation: Die männliche Jugend brachte Kraft für die Jagd, die weibliche Geduld zum Sammeln von Wildfrüchten und Kräutern, und das Alter spendete Erfahrung für Rat und Unterweisung des Nachwuchses. Die sich entwickelnden Fähigkeiten jedes Einzelnen entschieden über seine Stellung in der Gruppe, die niemals über 30 Köpfe anwuchs. Ehrgeiz und Macht bekamen keinen Spielraum, die Gemeinschaft der Wildbeuter war solidarisch und flexibel. Besitz und Erbe blieben auf die Waffen des Mannes sowie Grabstock und Mörser der Frau beschränkt, dazu ein paar leere Straußeneier für das Wasser und vielleicht eine Honigtasche. Allein Kenntnis und Nutzungsrecht der Wasserlöcher und der wilden Bienenstöcke galt als geistiges Eigentum eines Buschmann-Clans. Die Natur und folglich auch das Land stand allen Menschen zur Nutzung offen.

Der Begriff "San" entspricht der Bezeichnung der Khoi-Hirten für die Ureinwohner. Er galt als politisch korrekt und ersetzte das abwertende "Buschmann", bis klar wurde, dass "San" zwar wörtlich Essenssammler,

doch im übertragenen Sinne Dieb bedeutet, da diese als Nomaden ohne klaren Eigentumsbegriff nichts dabei fanden, alles Essbare oder Vierbeinige dem eigenen Lagerfeuer zuzuführen. Die Buschleute (deren Abkömmlinge sich heute selbst so bezeichnen) hatten das Land widerstandslos mit Zuwanderern geteilt. Problemlos konnte daher die Regierung am Kap brachliegendes Land an Farmer vergeben. Deren Vieh fraß das Gras des Wildes, und mit dem Schwund ihrer Nahrungsgrundlage erwarteten sie nun, von den umverteilten Ressourcen etwas zurück zu bekommen. Hatte aber ein Bure sein Farmland eingegrenzt und ertappte Fremde, die es ungefragt betraten, dann schoss er sie ab oder hängte sie als Viehdiebe auf.

Weil sich die Ureinwohner daran nicht gewöhnen wollten, ergriffen sie Gegenmaßnahmen nach ihrer Art. Waren Pfeile für die Jagd mit Nervengift bestrichen, welches das Wild nach kurzer Flucht fast schmerzlos tötete, so mussten sie Menschen sofort kampfunfähig machen. Dafür entwickelten sie ein Zellgift, das bereits nach Sekunden so unerträgliche Schmerzen verursachte, dass Getroffene panisch an den Wunden herumhackten und sich oft selbst die Pulsadern öffneten, um den unvermeidlichen Tod zu beschleunigen. Ein Siedler tat folglich gut daran, das Strauchwerk seiner Umgebung genau zu kennen, denn ein über Nacht "gewachsener" Busch enthielt in der Regel ein braunes Männlein, das tödliche Pfeile verschoss (ganz wertfrei ist der so entstandene Titel Buschmann also auch nicht). Habgier statt Neugier und Angst statt Nächstenliebe prägten somit die Einstellung der Weißen – zu schweigen von der Arroganz ihrer calvinistischen Religion, die unterstellte, man selbst sei ja das auserwählte Volk und komme ohnehin in den Himmel. Die Heiden aber, ohnehin zur Höllenfahrt verdammt, konnte man auf ihrem fatalen Weg ruhig etwas anschubsen. Es ist deshalb kein Wunder, dass Kultur und Wissensschatz der Buschleute rätselhaft blieben.

Umgekehrt muss auch ihnen die moderne Welt ein Rätsel bleiben, denn nomadische Kulturen sind immer nur so stabil und harmonisch wie ihr Lebensraum. Es ist schlicht unmöglich, ihr mündlich überliefertes Denken und Handeln, über Jahrtausende an einer unveränderlichen Natur ausgerichtet, innerhalb von ein oder zwei Generationen in die neuzeitliche, von Schrift und messbarer Logik geprägte Gesellschaft zu integrieren. Wo immer Wildbeuter aus der Natur abgeschoben werden, mißlingt ihnen jeglicher Zugriff auf das moderne Dasein; das alte Wissen wird ihnen genommen, aber von der "Zivilisation" nicht durch aktuelle Kenntnisse und Fähigkeiten ersetzt. Gleich Indianern, Eskimos und australischen Aborigines versinken die Nachfahren der Buschleute in Depression und Alkoholismus und werden ghettoisiert. Wenn man heute die Kalahari oder andere Nationalparks besichtigt, sind alle Tiere und Pflanzen, der vollständige Reichtum des Ökosystems noch vorhanden oder sorgsam wieder eingebürgert – nur der Buschmann fehlt.

Versuchen wir, aus der geringen verbliebenen Kenntnis das Wesen der Buschkultur zu verstehen. Hatte der Buschmann Hunger, träumte er nicht von Braten oder Pudding, sondern von einer Schale warmem Fett. Das einzig wirklich fette Tier, das er erlegen konnte, war das Flusspferd – solange es diese in seinem Bereich gab, also bevor er aus feuchten Regionen vertrieben wurde. In den kargen Landschaften seines neuzeitlichen Lebensraumes verfügt allein die Elen-Antilope über einen nennenswerten Fettspeicher, den Halslappen. Mehr noch scheint ihre würdevolle Ausstrahlung der Grund zu sein, dass sie als begehrtestes Jagdwild und heiliges Tier galt.

Der Buschmann entschuldigte und bedankte sich ohnehin bei jedem Wild, das er erlegte, obwohl er damit ja nur sich selbst am Leben erhielt. Er tötete nie maßlos, sondern nur, was er unmittelbar verzehren konnte. Das allerdings war viel, denn was er nicht selbst aß, holten sich Löwen und Hyänen. So trainierte man sich einen riesigen Magen an, und die Bauchhaut war so dehnbar, dass Buschleute bis zu zwölf Kilo Fleisch verschlingen konnten.

Mit ihrer schlichten Lebensart und flexiblen Sozialstruktur erwiesen sich die Buschleute durchaus als erfolgreich: Sie haben bis in die Neuzeit überlebt. Während bereits im steinzeitlichen Europa die Gewalt herrschte, Neanderthaler und Cromagnons mit brachialer Kraft den Speer schmissen oder das Wildschwein im Nahkampf bezwangen, haben die Buschleute aus Pflanzen und Käfern verschiedene Pfeilgifte entwickelt und brauchten damit ihrer Beute nur die Haut zu ritzen. Ein ausgefeilter Mechanismus sorgte dafür, dass der Pfeilschaft abbrach und die Spitze mit dem Gift in der Wunde verblieb. Mit dieser Technik konnten sie körperlich klein bleiben und trotzdem ihre Lebensweise bis ins 20. Jahrhundert retten.

Wie kam ein Heiler und Giftmischer zu seinen Rezepten, ohne von Nervenzellen und Pflanzenchemie Kenntnis zu haben? Es ist leicht zu berechnen, dass die Ermittlung per Versuch und Irrtum nicht der Weg

sein konnte. Abertausende von Pflanzenarten mit jeweils anderen Inhaltsstoffen in Wurzeln, Rinde, Blättern und Früchten, die je nach Zubereitung verschieden wirken, stehen dem vielfältigsten Bedarf von Organen, Gliedern und Psyche gegenüber, wobei jeder Ziel-Organismus (Mensch, Säugetier, Fisch ...) unterschiedlich reagieren kann. Versuche müssten ja auch bei Misserfolg systematisch den Kollegen und der nächsten Generation mitgeteilt werden – und die Übermittlung von Nicht-Ereignissen ist ähnlich schwierig wie das Ausprobieren eines tödlichen Giftes.

Nun, die Lösung ist so einfach wie unwissenschaftlich: Animistische Kulturen ordnen jedem Lebewesen einen Geist zu. Neben der irdischen Welt steht gleichwertig der transzendente Raum der Geister und Ahnen, gleichsam eine mythische Parallel-Gegenwart. In Trance kann ein Schamane seinen Körper verlassen und im Jenseits Kontakt mit den Geistern aufnehmen. Nur die menschenartigen Geister der Ahnen allerdings können um Rat gefragt werden, da Tiergeister sprachlos sind. Diese spenden immerhin Kraft und andere Eigenschaften, während Pflanzengeister als gestaltlose, amorphe Wesenheiten nur auf andere Wesen "gepolt" sind, also entsprechend positiv, neutral oder negativ wirken. Für den Schamanen ergeben sich durch diese Polarisierungen Gruppierungen und Beziehungsnetze, von denen er beim Suchen nach Medizin seine Intuition lenken lässt. Und er weiß, dass es kein absolutes Gut und Böse gibt, sondern nur Interessenkonflikte.

Die Clan-Gemeinschaft als einzige Instanz, denen der Schamane Rechenschaft schuldig ist, billigt seine Lösungen seit Tausenden von Jahren, auch bei Kenntnis anderer Kulturen. Die Wissenschaft dagegen lässt eine Menge schlichter und praktischer Fragen zur Natur ohne schlüssige Antwort (zu schweigen von Emotionen und Intuition). Ein Beispiel: Wie erklärt die Wissenschaft ein Phänomen wie das Gift des Bergselleries (*Blisterbush*, *Peucedanum galbanum*), das schmerzhafte Hautblasen erst am übernächsten Tag verursacht? Bis ein Feind der Pflanze den Schaden und den Zusammenhang bemerkt, könnte diese völlig vernichtet sein. Das Gift bietet also "nach menschlichem Ermessen" keinen Schutz und ist vordergründig sinnlos.

Die Schamanen kennen die Erklärung im Rahmen ihres Weltbildes, das einen aggressiven *Peucedanum*-Geist postuliert, der das Gift als Drohwaffe einsetzt. Dieser Geist vertritt aber, anders als Tier- und Menschengeister, nicht das Individuum, sondern die Art an einem Standort. Er steht gleichsam als Hologramm eines Gartenzwerges in seinem Beet. Dieses Hologramm-Bild bedeutet, dass der Geist in jeder Einzelpflanze vollständig erscheint, aber nicht auf jedes Exemplar angewiesen ist – ein paar Stück weniger tun dem Standort keinen Abbruch. Das unterscheidet die Giftpflanze von der Schlange, deren Biss weh tut und deren Gift sofort wirkt. Der Pflanzengeist setzt also beim Geist des Gegners nicht nur einen Lernprozess, sondern auch einen Zukunftsbegriff voraus.

Der reiche, aber kaum dokumentierte Legendenschatz, der die Vorstellungen der Buschleute überliefert, bildet eine hochkomplexe orale Kultur. Erzählungen beschrieben nicht nur die Geschichte des Volkes, sondern auch den Lebensraum. Die Erzählungen selbst wurden von den Buschleuten als gegenständlich empfunden, sie bewohnten gleich ihnen die Landschaft. Jeder topographisch auffällige Punkt verfügte über seine eigene Geschichte, wodurch ein Netz von Mythen die Orte verwob wie eine Landkarte, die Orte quasi Ereignissen gleichkamen. Zudem nahmen Buschleute die Zeit nicht als eine linear ablaufende Dimension wahr – anders ausgedrückt: In der Raumzeit-Region des Buschmannlandes wurde keine Zeitachse errichtet. Der Rhythmus von Tages- und Jahreszeiten lässt sich durchaus ohne das Ticken einer Uhr bewältigen, ebenso das Altern. Wie lange jemand schon tot ist, spielt keine Rolle, denn sein Geist ist nach wie vor präsent, wodurch Geschichte und Gegenwart durch mythische Figuren und Legenden verwoben bleiben. Buschleute benutzten als Zeitbezug eine als Vektor vorstellbare Ereignis-Zeit, die von lebenden Personen und von markanten Orten in die Vergangenheit gerichtet waren. Die Vektorspitzen beschrieben eine imaginäre Legendenlandschaft, wodurch Geschichte und Gegenwart als zwei näherungsweise parallele Ebenen unterscheidbar blieben.

Eine alles Leben umfassende Spiritualität wird in den Geschichten, Legenden und Visionen greifbar. Der feuergeborene Schöpfergott /Kaggen (der / beschreibt einen Klicklaut) bleibt ewig in der Gestalt der Gottesanbeterin, die als Heuschreckenart die ständige Erneuerung symbolisiert. Das beständige Werden gibt dem Sein erst Bedeutung, so lautet die Philosophie. Wer nur für die Gegenwart lebt, wird sterben, doch wer das Sein aufgibt um zu werden, der lebt ewig. Dass der Körper nur die Hülle des wandelbaren

Geistes bildet, beweist die Trance, die mittels Transformation dem Geist das Verlassen des Körpers erlaubt. Wenn der Tänzer neben dem Feuer zusammenbricht und bewusstlos daliegt, ist sein Geist auf Reise im Jenseits, vielleicht um dort die skurrile Familie /Kaggens zu treffen – seine Frau Kauru, ein Klippschliefer, und deren Adoptivkind, das Stachelschwein.

Ebenso fremdartig beschreibt die mündliche Überlieferung die Matrix der Elemente, die das Leben in der Halbwüste bestimmt. Eine Geschichte ist wie der Wind, nur im Augenblick wahrzunehmen und dann ins Nichts eingehend. Der Wind selbst ist eine Geschichte – für den, der zuhören kann. Als der Mensch der alten Zeit starb, wurde sein innerer Wind, der Atem, der Wind der Welt. Er blies seine Spuren fort, und mit ihnen die Zeugnisse seiner Gegenwart auf der Erde. Erneuert sich der Wind, so macht er die Wolken, die den Regen spenden.

Der Regen ist ein Tier. Kommt er über das Feuer, zischt dieses aus Furcht und verlöscht. Wie die Jagdtiere aber bringt er Leben, und der Nebel ist sein Atem. Man muss ein Wüstengewitter erlebt haben, um das folgende Zitat zu verstehen: "Der Regenmacher darf keinen Regenbullen wecken, sondern er muss ein Regenweibchen machen, das nicht wütend ist, das sanft regnet. Denn die Menschen fürchten den männlichen Regen, wenn sie ihn donnernd herankommen hören, wenn er Beine bekommt und zur Erde streckt." Unabhängig vom bildhaften Geschlecht vertritt aber der Regen das männliche Prinzip des Lebenspendens.

Die Erde als weibliches Prinzip empfängt den Regen und wird fruchtbar, indem sie die wachsende Natur hervorbringt. Aus ihr steigen damit die Geister von Tier und Pflanze, und es liegt nahe, auch menschliche und göttliche Geistwesen dort zu vermuten. Speziell das Felsinnere gilt als Bereich der Mythen.

Das Feuer wird weder als Element im altgriechischen Sinne noch als physikalisches Phänomen verstanden, sondern als Mittel, unter anderem als Agens des Schöpfers, um Dinge zum Wachsen zu bringen (die Ökosysteme am Kap sind auf regelmäßiges Feuer angewiesen). Als Legendenfigur des "Allesverzehrers" kommt ihm der Status einer Gottheit zu. Und schließlich dient das Lagerfeuer dem Schamanen als Medium, um in Trance zu gehen und in der mythischen Welt mit den Ahnen in Kontakt zu treten.

Die die Felswände ihrer Schlupfwinkel als Grenzlinie beider Welten boten sich den Buschleuten folgerichtig als Bildfläche zur Aufzeichnung an. Schamanen konnten noch selbst befragt werden, bevor und während ihr Volk im 19. und 20. Jahrhundert von der farbigen Mehrheit aufgesogen wurde. Schon diese letzten originären Vertreter waren ihrer Tradition entfremdet und kaum mehr in der Lage, die Malereien zu entschlüsseln. Doch mit der Vorführung und Schilderung ihrer Trance-Tänze gaben sie entscheidende Hinweise zum Verständnis, denn bislang waren Sinn und Gehalt der Felsbilder unklar geblieben.

Der Schamane überwand in Trance die Weltengrenze, um mit den Kräften des Jenseits zu kommunizieren und beschrieb danach als Maler seine Erfahrungen während der Transformation. Das bezeugen dünne Linien, die einzelne Motive verbinden, sowie die auffällig überlängten Gliedmaßen vieler menschlicher Figuren. Angeblich nimmt diese Linien jeder wahr, der in Trance geht, und dazu wäre physisch etwa ein Drittel aller Menschen fähig. So erschliessen sich die Felsbilder als Abbild seiner Visionen, doch finden sich auch Darstellungen der realen Situation des Trance-Tanzes oder der vollzogenen Riten.

Jedes vorhandene Bildelement erlaubt eine Vielzahl von Assoziationen, kann Abbild, Metapher und Marginalie zugleich sein. Die Vernetzung der Motive ist keinesfalls eindeutig, sondern so subjektiv wie der Betrachter. Der Respekt bleibt gegenseitig: Der Künstler legt seine Sicht nicht fest und überlässt dem Betrachter die Freiheit der Interpretation. Dieser, solange er auf dem Boden der gleichen Kultur stand, konnte seine Schlüsse ziehen, ohne geschulmeistert zu werden. Die Felskunst diente als semiotisches Zeichensystem. Der Umkehrschluss aber lautet, dass für Außenstehende ohne den kulturellen Hintergrund ein tieferes Verständnis unmöglich bleibt.